

Semesterabschlussgottesdienst im Wintersemester 2021/2022

Sonntag, 23. Januar, 11 Uhr, Hauptkirche St. Katharinen

„... wenn du mich mit den Augen dein, gar freundlich tust anblicken“ (EG 70,4)“

Philipp Nicolai, Brief an seinen Bruder Jeremias, am 30. August 1597: „In dieser pestreichen Zeit, wo so viele Orte von der Seuche heimgesucht sind, geliebtester Bruder, ist es für eine besondere Gnade zu halten, dass uns der barmherzige Gott bis hierher wohl erhalten hat. Ich bin durch Gottes Gnade noch ganz gesund, wenn ich gleich von Häusern, die von der Pest angesteckt, fast umlagert bin und auf dem Kirchhofe wohne, wo täglich bald 24, 27, 29, 30 Leichen der Erde übergeben werden. Beinahe 800 Menschen hat die Pest in dieser Stadt schon getötet, und in der vergangenen Woche sind 170 gestorben. Es starb an ihr auch mein geliebter, noch so junger Kollege [...] Ich wende Mittel gegen die Pest an, zumal wenn die gänzlich angefüllte Luft einen schädlichen Geruch verbreitet und nicht selten der Totenhof einen übelriechenden Dunst aushaucht. Mein Räucherwerk sind hauptsächlich beständige Gebete zu Gott, dann Absinth, Wachholdern, Artemisia und Weihrauch, von den Kaufleuten gekauft ... Durch Gottes Gnade bin ich furchtlos, und da ich auf unsern Straßen fast nichts höre als von der Bestattung der Leichen, so ergreift mich fast eine Furcht, dass ich doch ja nichts anderes bedenke als einzig das: Christus lebe ich, Christus sterbe ich, dessen Gnade mich beschatte.“

Zit. nach: Martin Rößler, Liedermacher im Gesangbuch. Liedgeschichte in Lebensbildern, Stuttgart 2001, 312f.

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Pestgestank und Liebeslyrik. Das soll man erst einmal zusammenbringen. Zunächst auf der Bildebene: auf der einen Seite steht das, was Nicolai im westfälischen Unna des endenden 16. Jahrhunderts beschreibt. Hundertfaches Sterben und beißender Gestank. Das alles war ihm schon vertraut, viermal, zuletzt als Hauptpastor an St. Katharinen, erlebte er den Ausbruch der Pest. Wenn man seinen Brief an den Bruder liest, sieht man ihn geradezu vor sich, im Pastorat, mit Blick auf den imposanten Turm der Stadtkirche zu Unna, davor die offenen

Gräber, und durch die undichten Fenster dringt der übelriechende Dunst, dem die Übertragung der Seuche zugeschrieben wird. Ein Bild, das unsere pandemischen Erfahrungen zumindest bisher und zumindest hierzulande immer noch weit übertrifft.

Und auf der anderen Seite steht eine zärtlich-innige, beinahe tiefende Jesus-Liebe, die sicher dazu beiträgt, dass einige Zeilen zum Repertoire der nie gesungenen Strophen des Gesangbuchs zählen. „Ein geistlich Brautlied der gläubigen Seelen von Jesu Christo ihrem himmlischen Bräutigam“ – ist das Lied überschrieben, das in Nicolais Opus magnum jener Pestzeit erschien: „Freuden-Spiegel des ewigen Lebens“. Das Befremden in Anbetracht dieser ins Erotische reichenden Metaphorik ist kein Privileg des 20. oder 21. Jahrhunderts. Die Verwendung des Morgenstern-Liedes als Hochzeitslied wurde schon viel früher untersagt, weil es „zu lüsternen Gedanken“ angeregt habe und, so Johann Avenarius im Jahr 1711, Brautleute „in dem abergläubischen Gedanken stehen, wenn ihnen der Morgenstern nicht musiziert würde, so wären sie später nicht recht copuliert, hätten auch kein Glück und Segen in der Ehe zu erwarten“. Die Späteren haben sich abgearbeitet an diesem Lied. Die vierte Strophe, die wir gerade gehört haben, ist Ergebnis eines theologischen Entschärfungsprozesses: „Nimm mich freundlich in dein Arme und erbarme dich in Gnaden“ – ersetzt das ursprüngliche: „ Nimm mich / freundlich / In dein Arme / Daß ich warme Werd von Gnaden ...“ – Böse gesagt: Theologische Richtigkeit tritt an die Stelle sinnlicher Erfahrbarkeit.

Pestgestank und Liebeslyrik: da treffen Welten aufeinander, und es zeigt sich auch eine kirchliche Hilflosigkeit im Angesicht dieses Liedes, in dem das Zusammenspiel von Melodie und Text, von Metaphern und Bildern „funktioniert“, von denen man dann irgendwie doch nicht loskommt. Was machen aber wir damit, heute, mit Maske, am Semesterende in Pandemiezeit, in der Begegnung zwischen Universität, Gemeinde und Musikhochschule, zwischen Kirchenmusik und Theologie. In einer gesellschaftlichen Situation, die sich zwischen Quer-Gebrüll vor dem Hauptbahnhof, Angst vor Hochinzidenz und begründeter Sorge um die Kleinsten vor dem Hintergrund der pandemischen Kollateralschäden bewegt? Im Angesicht einer weithin noch halbgar beantworteten Frage, wie Kirche und Theologie eigentlich auf die Katastrophen des 21. Jahrhunderts antworten können, jenseits von moralischen Appellen. In einer Zeit, in der solche Bilder der Nähe zu Christus in der Realität wie damals mit dem mittelalterlichen Methodenrepertoire des Abstandhaltens konfrontiert sind.

„Ich sehe was, was du nicht siehst ...“ Sieht Nicolai da etwas, was wir nicht sehen? Und wenn ja, was sieht er da?

Eine erste Beobachtung: es ist immerhin kein plumper Realismus, der uns hier begegnet, so als gebe es diesen Christus-Bräutigam wie etwas, was es sonst gibt. Wir blicken in einen „Freuden-Spiegel“ – dieser Titel ist so außergewöhnlich und nicht von der Stange, dass er vom Sprachkünstler Nicolai bewusst gewählt sein muss. All das, was uns in biblischer, sinnlich übersteigter Bildsprache vor Augen geführt wird, sieht er wie in einem Spiegelbild. Also indirekt. In einer hinter dem Auge der Betrachtenden liegenden Wirklichkeit. Dieser Gedanke, dass die Sprache etwas abbildet, was sich seinerseits nur indirekt sehen lässt, das ist hermeneutisch ziemlich reflektiert – und der Sache angemessen. Wir haben die Dinge des Glaubens nicht wie Schlüsselbund und Handy. Und so zu tun, als wäre Christus da, wie du und ich, und machte alles irgendwie wieder gut, das taugte schon im ausgehenden 16. Jahrhundert nicht zum Trost. Wir bewegen uns in tiefere Ebenen dieser Wirklichkeit hinein, wenn die religiöse Rede und die Musik beginnen.

Eine zweite Beobachtung: „Von Gott kommt mir ein Freudenschein, wenn du mich mit den Augen dein gar freundlich tust anblicken.“ – Nicht das Sehen, sondern das Gesehen-Werden, steht am Anfang. Oder im Liebes-Sprachspiel Nicolais: dass dieser Christus ein Auge auf mich geworfen hat, erschließt mir die Fülle von Gottes Gegenwart, durch die auf das pestgeplagte Hier und Jetzt ein Freudenschein fällt. Von der Erfahrung des Gesehen-Werdens, oder besser noch als Theologinnen und Theologen: von unserer reflektierten Erfahrung mit dieser Erfahrung müssten wir sprechen, wenn wir etwas zu sagen haben wollen. Wir müssten es zulassen, dass dieser Moment der Passivität, der schlechthinnigen Abhängigkeit, zur Sprache kommt – der Anfang, den Gott setzt, und mit dem wir dann unsererseits etwas anfangen können. Bei Nicolai bleibt diese Erfahrung nicht formal. Es ist die Erfahrung des Geliebt-Werdens, der zuvorkommenden Liebe, deren Blick auf uns ruht. Im Christus-Bild: Da sieht einer in uns etwas, was wir nicht sehen. Und was wir, neuzeitlich Durchdachte, Selbstmacherinnen und –anpacker, ihr Schicksal in die Hand Nehmende in alledem wieder und wieder aus dem Blick verlieren: am Anfang steht die von uns nicht zu erbringende Begründungsleistung, dass es uns gibt – und nicht vielmehr nichts. Gerade oder ausgerechnet uns. Und auch die Anderen. Auch die, die glauben, es nur mit Brüllen aushalten zu können,

was sie erleben. Auch in denen sieht einer, eine etwas, was ich nicht sehe. Jedenfalls nicht mit meinem Sehvermögen sehen kann, dann und wann.

„... wenn du mich mit den Augen dein gar freundlich tust anblicken.“ Pestgestank und Liebeslyrik. Das soll man erst einmal zusammenbringen. Ein Schlussgedanke: Am Anfang stand eine Stichwortverbindung, zwischen Epiphaniastext und Thema der Predigtreihe, nicht mehr. Dann die Entdeckung des Lokalkolorits, dass der Verfasser in den letzten Jahren seines Lebens gerade hier in St. Katharinen als Hauptpastor wirkte und zuvor an der Kirche, in der für mich Kirchenmusik und Entschluss zur Theologie maßgeblich zusammenkamen. Über alledem steht dann aber Spannung zwischen frommer Liebeslyrik und Pestgestank; zwischen einer beinahe himmlischen Sprachwelt im Lied und einer stickigen Bodennähe im Brief an den Bruder. Nicolai beantwortet nicht alle Fragen, die mich umtreiben: in dieser Zeit, im endenden Semester und alledem, was Fragen aufwirft und Unbehagen auslöst. Aber ich merke, dass sich die Blickrichtung verändert: Die Suche nach klaren Lösungen und Aussagen wird zunächst zur Suche nach Spiegelbildern eines ebenso fremden wie liebevollen Blicks, der auf dem Hier und Jetzt, auf uns ruht. Ich frage mich, wie in unserer Zeit von Gottes Liebe zu reden ist, ohne dass die Antwort zur langweiligen oder kitschigen Chiffre gerät. Eine überzeugende Antwort ist vielleicht die oft gar nicht wortreiche, die im diakonischen Handeln gegeben wird. Eine andere wäre die, die wir im Angesicht dessen, was sonnabends vor dem Hauptbahnhof gebrüllt wird und in Chatforen menschenverachtend und wirklichkeitsfern beschworen wird, finden müssen: eine, wie ich vermute, ebenso klare wie konfliktbereite Antwort und Haltung, die „Nein“ sagt, doch die zuletzt dennoch auf Versöhnung zielt. Und die aus einem Freuden-Schein herausgegeben wird, der die Menschen nicht lässt, wie sie sind – durch ebenso kreative wie widerständige Liebe Gottes. Nichts anderes.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.